

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

SITZUNGSBERICHTE · JAHRGANG 1979, HEFT 2

FRITZ WAGNER

Die Anfänge der
modernen Geschichtswissenschaft
im 17. Jahrhundert

Vorgetragen am 8. Dezember 1978

MÜNCHEN 1979

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

ISSN 0342-5991
ISBN 3 7696 1495 X

© Bayerische Akademie der Wissenschaften München, 1979
Druck der C.H.Beck'schen Buchdruckerei Nördlingen
Printed in Germany

I.

Die Frage nach den Anfängen der modernen Geschichtswissenschaft ist selbst zu einem Stück Wissenschaftsgeschichte geworden. Denn im Blick auf die Glanzleistungen der deutschen Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert hatte sich die Vorstellung eingebürgert, erst damals sei der Beginn des modernen, methodisch fundierten Verfahrens historischer Erkenntnis gewonnen worden. Wohl gebe es im Lauf der Jahrtausende mittelmeerischer und abendländischer Kultur Ansätze und Vorläufer, doch der eigentliche „historische Sinn“ und seine kritische Verarbeitung habe sich erst in der Epoche des deutschen Idealismus, der Romantik und der frühen Restauration herausgebildet und die entscheidenden Anstöße auch für das übrige Europa gegeben. Das vorausgehende 18. Jahrhundert der Aufklärung erschien als ein dem zeitlosen Naturrecht verschriebenes ahistorisches, ja vielfach antihistorisches Zeitalter.

Indem man sich auf die Suche nach den Ursprüngen des Historismus begab, wurden immer mehr Komponenten historischer Gelehrsamkeit und historischen Bewußtseins in dem so abgestempelten 18. Jahrhundert sichtbar. Auf den Feldern der Ideengeschichte, der Rechtsgeschichte, der Staatslehre, der Interessenlehre in der Außenpolitik, schließlich im sich ausweitenden Bereich der Sozialgeschichte stieß man auf eine bemerkenswert differenzierte historische Reflexion der damaligen Zeitgenossen. Als gemeinsames Kriterium bot sich dabei der Begriff der Krise an – Krise nicht nur ideologischer, sondern allgemein gesellschaftlicher Art und insofern Herausforderung der europäischen Bildungsschichten zu vertieftem Nachdenken auch über die geschichtliche Bedingtheit der jeweiligen Situation und ihrer Existenznöte. Unter den deutschen Forschern konzentrierte sich das Interesse auf die unmittelbare Vorgeschichte der Französischen Revolution, des Anbruchs also der für den ganzen Kontinent entscheidenden Wandlungen zur heutigen Moderne. Es sei insbesondere an die Thesen von Reinhart Koselleck zur „Verzeitlichung der Geschichte“ und zur Beschleunigung des histori-

schen Bewußtseinsprozesses erinnert. In Frankreich war allerdings schon 1935 mit dem Aufspüren einer früheren, ganz Westeuropa, jedoch noch nicht Deutschland erfassenden Krise ein Signal gesetzt worden: Paul Hazard's „La crise de la conscience européenne“ setzte in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts, an der Wendemarke der Herrschaft Ludwigs XIV. ein. Noch ohne daß er sich auf genauere Untersuchungen einließ, inwieweit diese Krise die Arbeit der damaligen Historiker und Antiquare beeinflußt haben könnte, wie auch das kurz zuvor (1932) erschienene klassische Werk Ernst Cassirers „Die Philosophie der Aufklärung“ die „Eroberung der geschichtlichen Welt“, wie er eines seiner Kapitel überschreibt, erst später, mit der kulturphilosophischen Programmatik Voltaire's beginnen läßt.

Immerhin war beim Rückblick von da aus damit das 17. Jahrhundert auch in seinem historischen Selbstbewußtsein in Sicht gekommen. Sollte man dieses alsbald sozusagen zurückverlängern und mit der europäischen Emanzipationsbewegung des Humanismus in Verbindung bringen, dem sich eine interdisziplinäre Forschung zuwandte? Unter dem gemeinsamen Stichwort der Auflehnung frei urteilenden und philologisch geschulten Geistes gegen Autoritätsgläubigkeit? Man lernte, doch erst für das ausgehende 17. Jahrhundert, nicht schon vorher, die Basis der „Wissenschaftlichen Revolution der Neuzeit“ anzusetzen, in welcher auch die Historie einbegriffen sein mußte. Es war klar, daß bei dieser großen, bis ins 20. Jahrhundert wirksamen Zäsur das westliche Europa einen erheblichen zeitlichen Vorsprung vor der Mitte des Erdteils besaß.

Denn auch aus dem Bannkreis von Jurisprudenz und Theologie, die im gelehrten Deutschland des 17. Jahrhunderts vorherrschten, mußte sich eine selbständiger werdende Geschichtswissenschaft ja erst lösen. Man hat Pufendorf neu sehen gelernt als den Pragmatiker, der möglichst unparteiisch seine chronikartige Geschichtsdarstellung auf Archivalien und Fakten stützt und nicht nur ein geradezu ahistorisch denkender Vernunftrechtler ist: so wurde er als „Vorläufer des Historismus“ (Erik Wolf) bezeichnet.¹ Doch bei allem echten politischen Interesse

¹ Erik Wolf, Große Rechtsdenker der deutschen Geistesgeschichte. Tübingen 1963, 4. Aufl. – Notker Hammerstein, Samuel Pufendorf, in: Staatsdenker des

strebt er als Schüler des Cartesianismus, des *more geometrico* Urteilens eben doch einem rational zu beweisenden System der Staatsraison zu und trotz der Säkularisierung der Rechtslehre, die er vornimmt, bleibt er der eigentlichen Problematik des geschichtlichen Geschehens fern. Aus Reichshistorie und Staatenkunde allein ließ sich ebensowenig ein Durchbruch zu historischer Einsicht gewinnen wie aus Gottfried Arnolds prinzipieller Kritik an kirchengebundener Theologie. So beachtlich die emanzipatorische Leistung einzelner wie Pufendorf oder auch Conring und Thomasius ist, so richteten diese Empiriker das Wahrheitskriterium doch noch nicht gegen die eigene Subjektivität, und – was ebenso bedeutsam ist – sie befanden sich auf deutschem Boden noch nicht in dem geistigen Klima, das eine allgemeinere Veränderung der Denkformen erlaubte. In Westeuropa jedoch war dies der Fall. Die holländische Republik und das England der puritanischen Revolution boten ganz andere Voraussetzungen für den einschneidenden gesellschaftlichen Vorgang, den man bürgerliche Emanzipation genannt hat. Auch das monarchische Frankreich, das mit Mühe den Bürgerkriegen und der religiösen Selbsterfleischung entronnen war, gehört trotz aller Betonung königlicher und kirchlicher Autorität in diesen Zusammenhang.

II.

Die Krisensituation der 80er Jahre des 17. Jahrhunderts, die Westeuropas „Wissenschaftliche Revolution“ bestimmt, läßt sich am besten im Lande der „Querelle des Anciens et des Modernes“ beobachten. Nach dem Frieden von Nymwegen (1679) begann der Niedergang der europäischen Machtstellung Ludwigs XIV. und es zeigte sich, wie wenig einheitlich die militärisch und diplomatisch so geschlossen auftretende französische Nation war. Die Forschung hat seit dem Zweiten Weltkrieg ein breites Spektrum von Sozialkritik, politischer Opposition, bäuerlicher Revolten,

17. und 18. Jahrhunderts, herausg. von Michael Stolleis, Frankfurt 1977. – Peter Hanns Reill, *The German Enlightenment and the rise of Historicism*. Berkeley 1975.

Skepsis und Überdruß in den Bildungsschichten enthüllt, eine zunehmend kritische Lebenshaltung, die nicht nur der Not unaufhörlicher Kriege entsprang, sondern auch der cartesianischen Selbstgewißheit der Vernunft huldigte. Ein geistiges Klima bildete sich inmitten wachsender materieller Not und politischer Vermessenheit, das reif war für die Erwartungen besserer Zukunft. Die umwälzenden Erkenntnisse naturwissenschaftlicher Forschung und ihrer mathematischen Begründung schienen mit dem Einblick in die nachweisbaren Strukturen des Makrokosmos und des Mikrokosmos auch eine neue Welt des Menschen, des im Arbeitsprozeß stehenden und nachsinnenden Staatsbürgers möglich zu machen. Eine geschichtliche Wende also, die, so hoffte man, wissenschaftlich systematisiert werden konnte, in Beziehung gesetzt zu einer logisch faßbaren historischen Anthropologie, einer „Histoire raisonnée“.

Der Hergang ist, so vielfältig er anmutet, von dramatischer Eindringlichkeit.

Der Vertreter gallikanischer Orthodoxie und kirchlicher Geschichtsdeutung, der zu seiner Zeit schon als klassisch empfundene Hofprediger Bossuet versuchte noch, eine Universalgeschichte als christliche Heilsgeschichte zu schreiben, 50 Jahre nach dem Galilei-Prozeß von 1633. Inzwischen war jedoch das sanktionierte Ordnungsschema von den vier Weltmonarchien bis zur Wiederkunft Christi weitgehend verloren gegangen, ohne daß die Lücke, die dadurch in der Enderwartung eingetreten war, irgendwie gefüllt werden konnte. Das Jahrhundert Descartes' stieß zum grundsätzlichen Zweifel, zur kritischen Untersuchung von jeder Art Autorität, auch der antiken Autoren, vor denen die philologische Textkritik der Renaissance noch Halt gemacht hatte, auch der heiligen Schriften vor. Nicht nur in den freiekämpften Niederlanden, nicht nur im revolutionären England, den Zentren des bürgerlichen Aufstiegs in Europa, konnte sich der Forscherdrang auf Kosten der bisherigen Autoritätsgläubigkeit entfalten, auch im ludovizianischen Klassizismus lebten die nonkonformistischen Kräfte weiter. Das Ringen mit jansenistischer Introvertiertheit und mit hugenottischem Eigenwillen begleitet den Aufruf Descartes' zur persönlichen Selbstständigkeit, wobei zunächst die philosophische Reflexion von der

Offenbarungsreligion abgetrennt wird, begleitet die modische aristokratische Skepsis in der Nachfolge Montaignes. Schon in den ersten beiden Dezennien der Selbstregierung Ludwigs XIV. zeigt sich, daß die Einheitlichkeit des königlich-kirchlichen Klassizismus ein unerreichbares Ziel bleiben wird.

Zwar führte in dieser Zeitspanne vor der Aufhebung des Toleranzedikts von Nantes die offizielle Tendenz gegenreformatorisch-absolutistischer Prägung, wie sie mit Richelieu begonnen hatte, bei den bestellten Historikern zu einer Art Rückfall gegenüber der vorausgehenden Periode. Da war, an humanistischen Methoden und durch juristischen Scharfsinn geschult, eine mit sprachgeschichtlichen Erwägungen und durch die Erschließung von Rechtsaltertümern ausgerüstete französische Nationalgeschichte aufgeblüht. Jetzt aber, wo alles auf die rettende Zusammenfassung in einem starken Königtum ankam, fürchtete man die Erinnerung an ständisch-feudale oder gar von Ideen der Volkssouveränität aufgewühlte Zeiten der konfessionellen Zerrissenheit. Wichtiger, ruhmvoller und harmloser war es, wieder auf die *Chansons de geste* zurückzugreifen und eine monarchische Legende mit genealogischen Konstruktionen zu pflegen. Ein geradezu ahistorisches Gegenwartsbewußtsein, wozu das normative cartesianische Denken nicht schlecht paßte, drängte den kritischen historischen Spürsinn zurück, der sich bereits entwickelt hatte.²

Hinter der offiziellen Kulisse bildete sich jedoch zur gleichen Zeit eine Form der Geschichtschreibung aus, die von den Zeitgenossen selbst als „*Histoire raisonnée*“ bezeichnet wurde. Man protestiert nicht nur gegen erneute Legendenbildung, sondern auch gegen das Überwuchern humanistisch-ästhetischer Rhetorik und gegen moralische Beispielsammlung, man sucht die archivalischen Fakten auch, um an ihnen die Motivationen des Handelns zu erschließen. Dann erst, wenn möglichst unparteiisch, vor allem ohne dynastische Verherrlichung, eine Vielfalt von Perspektiven dargelegt werde, könne man erzählte Geschichte auch zur moralischen Belehrung erheben. Wohl gebe es unveränderliche Züge

² Frank-Rutger Hausmann, Zum Verhältnis von Dichtung und Geschichtschreibung in der französischen Klassik. *Saeculum* 27 (1976), S. 36–49.

des menschlichen Charakters, aber sie seien in die Dynamik des Wechsels von Volkssitten und persönlichen Leidenschaften gestellt, und die so erstrebenswerte Fortentwicklung vom Animalischen zur Vernunft der menschlichen Natur sei eng verzahnt mit den Unterschieden von Begabung, Herkunft und Stand, Gruppen- und Nationszugehörigkeit. In der Schrift des Abbé de Saint Réal von 1671 „De l'usage de l'histoire“ heißt es: „Savoir, c'est connoître les choses par leurs causes; ainsi savoir l'Histoire, c'est connoître les hommes qui en fournissent la matière, c'est juger les hommes sainement; étudier l'Histoire, c'est étudier les motifs, les opinions et les passions des hommes, pour en connoître tous les ressorts, les tours et les détours, enfin toutes les illusions qu'elles savent faire aux esprits, et les surprises qu'elles font aux coeurs“.³ Bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts lassen sich zahlreiche solche Stimmen sammeln, und das Bewußtsein der exponierten Stellung, die hier gegen den offiziellen „Génie du siècle“ bezogen wird, ist vorhanden. Durch Vergleiche mit anderen, auch außereuropäischen Epochen und Kulturen hofft man, dem Problem von Kontinuität und Diskontinuität, das durch die Preisgabe des christlichen Geschichtsmodells aufgerissen wurde, näher zu kommen, und man steckt den eigenen Standpunkt genau ab, wie dies Simon de Riencourt in seiner 1688 erschienenen „Histoire de la monarchie françoise“ tut: „Nous sçavons tous, que rien n'arrive dans le monde que par la permission de Dieu... mais l'Historien ne doit point entrer dans ces considérations, son devoir est d'exposer nuement les actions des hommes, et le motif pour lequel elles ont esté entreprises et exécutées. Car en effet, Dieu laisse agir les Créatures raisonnables avec une liberté toute entière: Il concourt véritablement avec les causes secondaires, mais Il ne leur impose aucune nécessité d'agir“.⁴ Mag man sich auch oft genug mit antiken und humanistischen Methodenregeln drapieren, so setzt sich doch mehr und mehr echte Wahrheits-suche über hergebrachte literarische Ästhetik hinweg und stellt selbst das angestrebte pädagogische Ziel in Frage. Dabei leistet

³ zit. nach Phyllis K. Leffler, The „Histoire raisonnée“ 1660–1720, a pre-Enlightenment genre. *Journ. Hist. Ideas* 37 (1976), S. 219–240.

⁴ I. Discours 17, wie Anm. 3.

die eingewurzelte skeptische Tradition von „Freidenkern“ wie Gassendi, Montaigne, La Mothe Le Vayer, St. Evremond gute Dienste, sie kann die verbreitete Neigung zu literarischem Snobismus, die mit der Verachtung der „Antiquare“ einhergeht, eindämmen, ja bis zur Selbstkritik des Historikers führen.⁵ Mindestens seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts läßt sich unter den französischen Humanisten eine Verbindung von skeptischer Beobachtung der „raison“ mit historistischer Einfühlung aufweisen, die bei Denkern vom Rang eines Jean Bodin und Lancelot de la Popinière zu gelegentlichen methodischen Formulierungen führt. Die alte christliche Einsicht in die Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens spielt für die Vorgeschichte der „Querelle des Anciens et des Modernes“ eine nicht zu unterschätzende Rolle.

III.

Mit einer „Histoire raisonnée“, die sich zumindest in ihren theoretischen Äußerungen so neuartig kundtat, konnte die offizielle Politik, die Staatsauffassung mit ihren gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Konsequenzen, vor allem die kulturpolitische Lenkung durch Colbert nicht übereinstimmen. Es war nicht abzusehen, wie weit die Emanzipation führen würde. Kämpferische Auseinandersetzung wurde unvermeidlich, umsomehr als eine derart freimütige Geschichtsauffassung mit gewissen europäischen Tendenzen der Zeit in Einklang zu stehen drohte. Ein Blick auf das zum großen politischen Rivalen aufsteigende England zeigt, wie weit dort die historische Selbstbefragung einer Nation vorangeschritten war.

Die enge Verbindung, die zwischen politischen und gesellschaftlichen Wandlungen und wissenschaftlichen Ausgangspositionen besteht, kann unter dem großen Stichwort des englischen 17. Jahrhunderts „Magna Charta“ begriffen wer-

⁵ 1668 war La Mothe Le Vayers „Du peu de certitude qu'il y a dans l'histoire“ mit seiner Polemik gegen die rhetorische und dichterische Verseuchung der Überlieferung erschienen.

den. Der Befreiungskampf der Parlamente, der bis zur Verklärung einer „demokratischen“ Vergangenheit führte, wirkte sich auf dem Felde der historischen Forschung als Ablösung von literarischen Modellen und Schärfung des kritischen Sinnes aus, wandten sich doch Juristen, Politiker und auch Theologen den Geschichtsquellen zur Klärung ihrer revolutionären Thesen und zur Verteidigung angezweifelter Rechte zu. Verfassungsgeschichte wurde zum unentbehrlichen, unmittelbar wirksamen Rüstzeug, Wirtschaftsgeschichte diente im Spannungsfeld zwischen Merkantilismus und aufkommenden liberalen Theorien, vergleichende Länderkunde und Reisebeschreibung verwies auf die eigene Sonderart. In der zum Durchbruch drängenden utilitaristischen bürgerlichen Kultur war der die Neuzeit bestimmende Zwang zur Rationalisierung möglichst vieler Lebensvorgänge angelegt. Solide Methode, quantifizierende Analyse lagen an sich schon den Faktensammlern, den „antiquariants“ nahe, sie wurden nun zu Historikern, von denen man entweder eine neuartige Sicherheit der Erkenntnis dank vertiefter Interpretation oder aber skeptische Distanz gegenüber der Überlieferung erwartete. Damit konnte man den kirchlich dogmatisierenden und den politisch absolutistischen Kräften die relativierende Wesensschau des von geschichtlicher Erfahrung gesättigten, ja durch sie befreiten Betrachters entgegenhalten. Moral und Rhetorik waren einst die historiographischen Richtlinien gewesen, jetzt ereignete sich eine Art von „Historical Revolution“,⁶ die fortschrittsbewußt war und in der Zusammenarbeit mit Laien und politischen Praktikern das feudale Zeitalter und seine Wertetafeln ablöste. In der Restaurationszeit, die den Triumph der modernen Naturwissenschaft brachte, wurde die Kluft zum Stuartkönigtum unüberbrückbar – zum Stuartkönigtum, das sich mit der auf die alten Autoritäten zurückgreifenden französischen Monarchie verbündet hatte.

Die Royal Society beschäftigte sich von Anfang an mit Wirtschaftstatistik und „politischer Arithmetik“, wie William Petty den Versuch einer Systematisierung gesellschaftlicher Struktur-

⁶ Vgl. Frank Smith Fussner, *The historical Revolution. English historical writing and thought 1580–1640*. London 1962.

erscheinungen nannte. Ohne daß man dabei absolute Sicherheit zu gewinnen brauchte, wie ja gleichzeitig auch die großen Mathematiker Newton und Leibniz einen Wahrscheinlichkeitskalkül entwickelten. Es genügte, die Phänomene zu beobachten und sozusagen experimentell zu bestätigen, wobei das Rätsel der menschlichen Natur im Einzelfall offen blieb. Einer letzten Begründung gegenüber blieb ein speziell in England wacher Skeptizismus am Werk, der eine vernünftige Proportion zwischen Evidenz und Sicherheit sogar in Glaubensdingen anstrebte. So schreibt William Chillingworth, ein ökumenischer Geist, 1638 in seiner „The religion of Protestants, a safe way to Salvation“: „Moral certainty is described as the certainty a sane, reasonable, thoughtful person has after considering all available evidence as fully and impartially as is possible and giving his assent to that side on which the evidence seems strongest . . . Unlike mathematical certainty, moral certainty admits of degrees because the strength of the evidence varies“. Und die Theologen John Wilkins und Joseph Glanvill stellen als Gründungsglieder der Royal Society die empirische Wissenschaftstheorie des Möglichen auf, die sich ohne weiteres auf die historische Erscheinungswelt anwenden läßt: „that knowledge is limited to the description of observed phenomena, and that science is not an account of the inner structure of nature, as proposed by Bacon“. Bei diesen universal veranlagten Theologen und ihrem Freundeskreis, zu dem Boyle, Hooke, Sprat und Locke gehörten, war der christliche Ausgangspunkt die Einsicht in die menschliche Unzulänglichkeit, und der cartesianische der kritische Zweifel: wie sie sich gegen Dogmatismus und vermeintliche absolute Wahrheiten auflehnten, so konnte es für sie auch keine dogmatische Wissenschaft geben. Ihre Suche nach erreichbarer und beweisbarer Evidenz blieb dem vernünftigen Common sense nahe, sie fanden eine nicht sehr deutlich umrissene mittlere Stellung zwischen einem noch ungebrochenen Offenbarungsglauben und jenem scharfen Skeptizismus, dem am hervorstechendsten der als Atheist verschrieene Hobbes huldigte. Entschiedener als sie hat sich der Chemiker und Theologe Boyle geäußert, der in seinem „A Discourse of Things above Reason“ schrieb: „Since it is manifest that there are many truths, such as historical and poli-

tical ones, that, by the nature of things, are not capable of mathematical or metaphysical demonstrations, and yet, being really truths, have a just title to our assent; it must be acknowledged, that a rational assent may be founded upon proofs, that reach not rigid demonstrations; it being sufficient, that they are strong enough to deserve a wise man's acquiescence in them". Nicht nur die Sinne, auch die Vernunft, geschweige denn das Gemüt, sind des Irrtums fähig, und dazu kommt die christliche Lehre von der Erbsünde; doch wir müssen das uns verliehene Instrumentarium der Vernunft benützen und ausbauen, soweit es nur möglich ist; wir sind zu pragmatisch sinnvollem Handeln in der „moralischen Welt“ aufgerufen; wir sind selbst zu einer möglichen Mathematisierung der Erkenntnis fähig. Newton schloß sich ihm an, indem er es ablehnte, über Herkunft und Wesen der von ihm erschlossenen und nachgewiesenen Gesetzmäßigkeiten zu spekulieren und indem er offenbarungsgläubig blieb. Lockes „Essay concerning human understanding“ kreiste um das zentrale Problem der Sicherheit des Erkennens, für die er verschiedene Ebenen einrichtete: „when we entertain all objects in that way and proportion that they are suited to our faculties . . . and not peremptorily, or intemperately require demonstration and demand certainty, where probability only is to be had, and which is sufficient to govern all our concernments“. Auch verschiedene Ebenen von Wahrscheinlichkeit richtete er ein, indem er den jeweiligen Wert von Zeugenschaft kraft fortwährend kontrollierter Erfahrung abtastete.⁷

So weit sind die englischen Pioniere schon zu einer Wissenschaftstheorie des historischen Erkennens vorgestoßen, die zugleich für die Glorreiche Revolution eine Bestätigung des vernunftgemäßen utilitaristischen Handelns bedeutete! Zwei zusammenfassende heutige Urteile seien hier angeführt: „From Hugo Grotius and William Chillingworth down to John Locke and the theological leaders of the Royal Society, they tried to establish a kind of historical probabilism, employing the standards that

⁷ Sämtliche Zitate sind entnommen: Henry G. van Leeuwen, *The problem of certainty in English Thought 1630-1690*. Archives internat. d'Histoire des Idées 3, The Hague 1963.

„reasonable“, „unprejudiced“ men might accept in evaluating conflicting and questionable data. In concert with leading jurists, they tried to establish acceptable rules of evidence and of the reliability of documents and witnesses; and they formulated the now famous criterion of „reasonable doubt“.⁸ „La thèse de l'intelligibilité du devenir historique s'impose comme une résultante du triomphe de la physique mathématique.“⁹

IV.

Ahnte Bossuet das volle Ausmaß der heraufziehenden, in England schon ablesbaren Gefahren? Seine Konstruktion einer universalen Heilsgeschichte mag wie eine Festung anmuten, in der er sich verschanzte, wenn man sie nur biblizistisch verstehen will, wie es der Titel seiner posthum erschienenen Erziehungsschrift für den Dauphin verheißt: „Politique tirée des propres paroles de l'Ecriture sainte“ (1709). Aber dieser leidenschaftliche Vorkämpfer der Verbindung von Thron und Altar, dieser orthodoxe Widerpart aller Ketzereien ist von seinen Gegnern zu einem Popanz gemacht worden, der er nicht war. Er war Politiker genug, um eine diesseitig fundierte Staatslehre neben der Heils offenbarung zuzulassen, er vertrat in seinem 1681 erschienenen „Discours sur l'histoire universelle“ nicht nur das Gottesgnadentum, sondern auch Prinzipien der Vernunft und allgemeine Lebensregeln, er sah die menschliche Natur vom Schöpfer in einen Freiraum gestellt, in dem die göttliche Lenkung für unsere Augen nicht sichtbar wird. Der Jesuitenzögling von Dijon konnte sich, geschult durch antikes Geschichtsdenken, mit gewissen aufklärerischen Ideen befreunden, zumal die Lehre von der Erbsünde ja den politisch frei handelnden Menschen in seinen Verrirrungen zuläßt, und so wies ihm denn die profane Geschichte

⁸ Richard Henry Popkin, *Skepticism and the study of History*, als Einleitung zu D. F. Norton and R. H. Popkin, *David Hume, philosophical historian*. Indianapolis 1965.

⁹ Georges Gusdorf, *L'avènement des sciences humaines au siècle des Lumières*. Paris 1973, S. 388.

das stets drohende gesellschaftliche Chaos auf, das durch vernünftige, Zeit und Umstände und den „Charakter“ von Fürsten und Völkern berücksichtigende Gesetze gebändigt werden müsse. Der erkonservative Kanzelredner bot, gerade weil er die furchterregende Eigenständigkeit des Historischen zugeben mußte, alle Kraft für die heilbringenden Mächte der Ordnung auf, auch wenn sie nicht vom göttlichen Heil sanktioniert zu sein schienen. Wenn auch seine Kirche prinzipiell zeitenthoben den Welthändeln gegenüberstand, so durfte man diesen doch nicht den Rücken kehren, es galt mitten in sie hineinzugreifen und die Abtrünnigen, Freidenker, Skeptiker, Individualisten, ja die Kritiker geistlichen und weltlichen Gepräges zu bekehren oder zu vernichten. So konnte man zwar nicht das Reich Gottes auf Erden errichten, aber doch unter einem neuen Konstantin, unter dem Allerchristlichsten König Frankreichs eine optimale Verbindung von Politik und Heilsgeschehen sich vornehmen.¹⁰

Daß der Bischof von Meaux jedoch auf verlorenem Posten kämpfte, verriet schon die verzweifelte Leidenschaft seiner moralischen Appelle an den König und die Hofgesellschaft, und es mußte ihn besonders treffen, daß sein Welt- und Geschichtsbild im Raum seiner Kirche selbst ins Wanken geriet. Nicht nur die subjektive Gnadenauffassung der Jansenisten, nicht nur der Streit zwischen Ultramontanen und Gallikanern verdüsterte den Horizont, sondern die Heilige Schrift selbst, sein Leitfaden erwies sich in mancher Beziehung als unvereinbar mit einer Prüfung durch Vernunft. 1655 war das Buch von Isaac La Peyrère „*Systema theologicum ex Praeadamitarum hypothese*“ erschienen, es legte dar, daß die Bibel nicht die Geschichte des Menschengeschlechts, sondern nur die der Juden biete, denn es gebe viel ältere Kulturen. Das gefährliche Werk wurde verbrannt, sein Verfasser nicht ernst genommen, aber die Behauptung von der historischen Relativität der Bibel hatte in den calvinischen Niederlanden schon durch Vossius um sich gegriffen und 1670 sollte Spinoza erklären, der Pentateuch könne unmöglich von Mose geschrieben sein, und der Bibel gegenüber dieselbe experimen-

¹⁰ Vgl. Kurt Kluxen, Politik und Heilsgeschehen bei Bossuet. Hist. Zeitschr. 179 (1955).

telle Methode des Beobachtens und Schlußfolgerns wie bei der wissenschaftlichen Interpretation von Naturphänomenen vorschlagen. Ausgerechnet im katholischen Lager erreichte aber nun die biblische Textkritik ihr volles Ausmaß: um die Protestanten zu bekämpfen, die auf das Wort allein schwören, zeigte der Oratorianerpriester Richard Simon die Zeitgebundenheit der heiligen Texte auf, sodaß man sich vielmehr auf die kirchliche Tradition als alleinige Garantie des Heils angewiesen sehe. Der Kenner des Hebräischen, Syrischen, Aramäischen und Arabischen lehnte sich in seiner „*Histoire critique du Vieux Testament*“ von 1678 teilweise an Argumente Spinozas an und meinte in kaum faßbarer Naivität seiner Kirche ein sicheres Fundament zu bieten. Er mußte erfahren, daß Bossuet das Buch sofort verbieten ließ und sich auch Jansenisten und Hugenotten gegen ihn wandten. Hatte er doch gewagt, die Bücher Mose als mehrschichtige spätere Redaktion zu bezeichnen, bei der freilich die göttliche Inspiration mitgewirkt habe, und sprach er doch der Bibel die zuverlässige Chronologie ab! Man schloß ihn aus dem Oratorium aus, und auch seine spätere, in Amsterdam erscheinende wissenschaftliche Produktion verfiel der französischen und der römischen Verdammung. Messerscharf schälte sich die Grenzlinie heraus: freie historische Kritik, hinter der sich ein modernes methodisches Geschichtsbewußtsein ankündigte, war für Simon durchaus vereinbar mit Kirchentreue, Bossuet dagegen sah die heiligen Schriften als unantastbar an, er rückte nun auch von den Cartesianern und der versöhnlichen Philosophie des Pater Malebranche ab (1687), er sah zwischen Simon und dem „Atheisten“ Spinoza mit seinem 1670 zunächst anonym veröffentlichten „*Tractatus theologico-politicus*,“ der alle kirchliche Tyrannis angriff, keinen Unterschied mehr. So hatte der Bischof von Meaux in seinen Altersjahren eine „*Défense de la tradition et des Saints Pères*“ nicht nur gegen die hugenottischen Ketzer zu schreiben, sondern gegen den Wurm im eigenen Holz. Chronologie und Philologie, einst der Theologie untergeordnet, emanzipierten sich und warfen die gefährlichsten Konsequenzen auf: das historische Denken konnte zur die alte Ordnung bedrohenden Waffe werden.

„Zeit“ als exakt berechenbare Größe, als fixierbare Zahl zer-

trümmerte die mythischen chronologischen Vorstellungen der Bibel. „Zeit“ als mathematisch funktionierendes Meßinstrument war das Wundermittel der neuen Naturwissenschaft in Westeuropa und bereitete eine neue, fortschrittsgewisse Ideologie vor: den Glauben an die Mathematisierung aller Lebensverhältnisse und damit auch an die des historischen Erkennens.¹¹

Zeit und Raum: auch die begrenzten Raumvorstellungen der im Vorderen Orient entstandenen Heiligen Bücher, die in der spätjüdischen Eschatologie der vier danielischen Weltmonarchien gipfelten, wurden gesprengt. Bossuet konnte sich der aufkommenden Chinabegeisterung nicht anschließen, obgleich auch sie im Schoß seiner Kirche entstanden war. Der 1610 verstorbene Jesuitenpater Matteo Ricci, der Gründer der Chinamission, hatte in der staatlichen Ordnung und der kulturellen Höhe des Reiches der Mitte eine Art Verwirklichung des platonischen Idealstaates gesehen. Die fürstlichen Bibliotheken Europas begannen Chinaschriften aufzunehmen, so in Berlin, so in Mainz, wo der junge Leibniz den Grund zu seiner Konfuzius-Verehrung legte; die seit der Renaissance in Mode gekommene Literatur von einem Land Utopia fand konkrete Anhaltspunkte. Die einst so geschlossene, inzwischen durch die Glaubensspaltung zerrissene europäische Kultur geriet in die Fragwürdigkeit des Vergleichens mit anderen und älteren Hochkulturen. Wirklichkeitsbeflissene und legendäre Reiseberichte begleiteten die rasch zunehmende Erkundung der Erde und die Ausbreitung europäischer Kolonialherrschaft, sie lieferten einen immer intensiveren Anreiz zu komparatistischer und somit relativierender historischer Betrachtungsweise. Die mangelnde geographische Kenntnis der als inspiriert geltenden biblischen Verfasser war nicht mehr zu vertuschen. Nach dem Fernen Osten und nach dem von Kolumbus entdeckten Westen weitete sich der Blick, der weise Chinese und der edle wilde Indianer wurden zu Spiegeln, in denen sich europäische Dekadenz und Naturferne erschreckend abzeichneten. Überall tauchten neue Horizonte auf, bei Männern inmitten

¹¹ Vgl. Eberhard Reichmann, *Die Herrschaft der Zahl. Quantitatives Denken in der deutschen Aufklärung*, 1968, sowie die Ausführungen in meinem Buch *Isaac Newton im Zwielficht zwischen Mythos und Forschung*, Freiburg 1976, S. 174 ff.

europäischer Geschäfte, bei humanistisch Hochgebildeten. Schon Peyrère hatte seine präadamitische These auf Chinesen, Eskimos und Mexikaner ausgedehnt. Bezeichnend ist, wie einer der glänzendsten Diplomaten der Zeit, Sir William Temple, seine weltweiten Interessen geschichtlich unterbaute. Auf der Höhe seiner diplomatischen Erfolge gegen die Expansionspolitik Ludwigs XIV. nahm er 1671 seinen Abschied und begründete im Jahr darauf seinen schriftstellerischen Rang mit den „Observations upon the United Provinces of the Netherlands“, in denen er seinen politischen Freiheitsbegriff formulierte. Dann beteiligte er sich an der Rettung der von Ludwig XIV. überfallenen Niederlande, indem er in den diplomatischen Dienst zurückkehrte und den Frieden von Nymwegen aushandelte. Danach zog er sich endgültig zurück, und die Frucht seiner Muße veröffentlichte er 1690 in „Miscellanea“, in Essays, unter denen der über „Heroic Virtue“ seine neuartige Konzeption der Weltgeschichte bietet. Er kehrt sich vom mittelmeerisch-vorderorientalischen Raum ab und präsentiert neue vier „Weltreiche“. An der Spitze steht ihm China, „the greatest, richest and most populous kingdom now known in the world“, mit seiner bewundernswerten Verfassung, die dem Konfuzius zufolge jedermann die Entfaltung „of his own natural reason“ ermöglichen soll. „In this perfection of natural reason consists the perfection of body and mind, and the utmost or supreme happiness of mankind“. Der philosophische Geist und eine hochstehende Sozialethik regiere diese absolute Monarchie. Europäische Utopien seien durch die dortige Praxis weit übertroffen, und wie kläglich, wie dogmatisch und streitsüchtig nehme sich das europäische Leben aus! Als zweites richtungsweisendes, freilich durch europäische Raubgier zerstörtes Reich wird Peru vorgeführt, dessen heroische Gründer von der Sonne abstammen und dessen großes Lebensgesetz ebenfalls in „common reason“ besteht, wie sie sich unter einer weisen Regierung überall auf Erden entfalten kann. So habe sich dort ein großartiges Rechts- und Arbeitsleben entwickelt, mit Beschränkung des Eigentums auf den Lebensunterhalt. Und als drittes das nordische Erbe, die Grundlage Europas! Denn diese gotischen, normännischen und fränkischen Eroberer seien ebenso wie einst der großmütige Mongolenheros Tamerlan hervorragende Menschenführer ge-

wesen, die Verfassungen einrichteten, den Unsterblichkeitsglauben in ihren heidnischen Götterlehren mitbrachten, Recht setzten, wie es sich noch im Turnierwesen spiegle. In das strahlende Kriegerideal sei dann humanisierend das Christentum eingedrungen. Engländer und Friesen bewahrten noch am meisten vom gotischen Verfassungssystem. Und schließlich als viertes das Reich des Islam mit den großen Figuren Mohammed, Almansor in Spanien, Suleiman d. Gr. am Bosphorus. Freilich kann Temple die Türken im Vergleich zur nordischen Ausgewogenheit von Macht und Freiheit nicht so hoch einschätzen und sieht sie im Verfall begriffen. Nur im Anhang seines Essays erscheinen dann noch die sonst so hoch gefeierten griechischen und römischen Staatengründer und Heerführer und einige der neueren Zeiten, zuletzt Alexander Farnese und Wilhelm von Oranien.¹²

Man sieht die neuen kosmopolitischen Horizonte heraufsteigen, man sieht für die europäische Geschichte einen Richtungswechsel eintreten: nicht aus dem mittelmeeerischen Süden, sondern aus dem freien, unverdorbenen, religiösen und männlichen Norden hielt die wahre Kultur Einzug. Dies trug der in antiker Bildung aufgewachsene Diplomat, der in Den Haag die Koalitionen gegen Ludwig XIV. vorbereitete, der Zeitgenosse der Befreiung Wiens von den Türken, als Quintessenz seiner Erfahrungen und Reflexionen vor, wobei er sich um kritische Quellenbenutzung nicht kümmerte, Legenden ohne weiteres übernahm und seiner Vorliebe für Holland und für die nordische Poesie frönte. Hier besteht keine Verwandtschaft mit der traditionalistischen Perspektive Bossuets mehr, wohl aber mit dem kommenden Jahrhundert, mit dem universalhistorischen Programm Voltaires, mit Montesquieus Traum von germanischer Freiheit. Die Stichworte der Aufklärung – Vernunft, Toleranz, Genie, Freiheitsrechte – sind schon vorhanden.

Karl d. Gr., mit dem Bossuet seine an biblischen und antiken Leitfiguren orientierte Universalgeschichte abschloß und mit dem er die nationale Größe Frankreichs, der europäischen Führungsmacht, beginnen sah, erschien bei Temple nur beiläufig im An-

¹² The works of Sir William Temple, ed. Jonathan Swift, 4 vols, zuletzt 1814, hier Bd. III, S. 313–405. Vgl. auch H. E. Woodbridge, Sir. W. T., the man and his work. 1940, reprint N. Y. 1966.

hang. Soll man das neue geographisch bestimmte Geschichtsbewußtsein maritim geprägt nennen? Die Erkundung der Weltmeere, die zugleich Begegnung mit anderen Kulturen bringt, verwies den französischen Kanzelredner in einen Provinzialismus, dem die nur am europäischen Kontinent ausgerichtete Politik seines Königs entsprach. Colberts kolonialpolitische Ziele, ein echtes Gegenstück zu englischem und holländischem Weltverständnis, fanden bei dem traditionalistisch beschränkten König und seinem geistlichen Paladin kein Verständnis. Zum Schaden der politischen, der wirtschaftlichen, der gesellschaftlichen, auch der religiösen und kulturellen Zukunft Frankreichs blieben die alten Wertvorstellungen Trumpf. Zu den wissenschaftsgeschichtlichen Belegstücken für eine so introvertierte, am dynastischen und kirchlichen Denken orientierte Haltung gehört die Geschichtsdarstellung, mit der der junge König aufgewachsen war, François de Mézerays in drei Bänden 1643–51 erschienene „Histoire de France“. Ihr Verfasser „ist über eine Kompilation nicht hinausgekommen“, ¹³ er sah sich, so populär sein Werk auch wurde, alsbald scharfen Einwänden ausgesetzt. Die Krisensituation reifte im autoritären Frankreich unaufhaltsam heran.

Die Wahrheitsfrage war nun einmal neu gestellt. Unter diesem Aspekt muß auch das bienenfleißige klösterliche Werk der Bollandisten und Mauriner verstanden werden, das der kritischen Überprüfung der Heiligenlegenden gewidmet war. In Antwerpen hatten die Jesuiten unter der Leitung des 1665 verstorbenen Bolland mit der Herausgabe der *Acta Sanctorum* begonnen, die seit 1643 erschienen, der Mittelpunkt der archivalischen Studien aber wurde St. Germain des Prés in Paris, der Sitz der Benediktinerkongregation vom Hl. Maurus, wo man seit 1668 die *Acta Sanctorum ordinis St. Benedicti* herausbrachte. Der führende Gelehrte dieser mönchischen Arbeitsgemeinschaft, Mabillon, wurde dank seiner textkritischen Methode zu einer weit ins 18. Jahrhundert wirkenden europäischen Berühmtheit, er legte 1681 seine Urkundenlehre vor. Kleriker, Juristen, sonstige Laien mit einer enzy-

¹³ Jürgen Voss, *Das Mittelalter im historischen Denken Frankreichs*, 1972, S. 142.

klopädischen Leidenschaft, wie sie Du Cange mit seinem Glossarium entfaltete, Antiquare wie Colberts Bibliothekar Baluze, philologische Historiker wie Bigot bildeten eine Schar, die Manuskripte sammelte, Bibliographien anlegte, über die beste Textversion debattierte. Sie suchten keine tiefere Interpretation, sondern nur die beste Quellendarbietung. Sie meinten so objektiv wie nur möglich zu sein, indem sie numismatische, epigraphische und paläographische Arbeiten anschlossen; sie sahen bewußt von psychologischen Motivationen ab, da es ihnen um Bestandsaufnahme zuverlässigen Wissens zu tun war. Erzählende Quellen, der Dichtkunst allzu benachbart, traten infolgedessen hinter Urkunden, Rechtsaltertümern zurück. Von der offiziellen rhetorischen Geschichtschreibung waren sie ganz abgerückt, aber es fragte sich, inwieweit die neue Art der Wahrheitsfindung absichtslos zu einer Gefahr für die Kirche selbst werden konnte, wie die Jesuiten zu argwöhnen begannen.

Die Position der Mauriner war in vielen Fällen gallikanisch. Es kam zu keinem offenen Konflikt mit römischen Autoritäten, denn man ließ, im Unterschied zu Richard Simon, die biblischen Schriften beiseite, und man reinigte Traditionsgut, das von protestantischer Seite als suspekt bezeichnet worden war. Insofern stärkte man die Schlagkraft der alten Kirche, aber man suchte zugleich eine geschichtliche Fundierung des Gallikanismus gegenüber dem Zentralismus Roms. Man stieß auf die Urkirche, die vor der päpstlichen existierte, man fand römisches Recht, das älter als das kanonische war.¹⁴ Von jesuitischer Seite wurde die Frage aufgeworfen, wie weit Mabillons Methode sich ausdehnen dürfe, Bossuet selbst, der Vorkämpfer des Gallikanismus, begann die Konsequenzen des kritischen Vorgehens zu fürchten. Seinem Spürsinn wurde verdächtig, daß man in beiden konfessionellen Lagern Geschichte zu einer systematischen Wissenschaft zu machen suchte, die mit Wertsetzungen nichts zu tun haben wollte. Die Kirchengeschichte stand dabei im Mittelpunkt: sie lieferte für das unvermeidliche Aufbrechen der anthropologischen Pro-

¹⁴ Vgl. auch Bruno Neveu, *Mabillon et l'historiographie gallicane vers 1700: Erudition ecclésiastique et recherche historique au XVII^e siècle*, in *Historische Forschung im 18. Jahrhundert*, herausg. von Karl Hammer u. Jürgen Voss, *Pariser Historische Studien* Bd. 13, Bonn 1976.

blematik die unentbehrlichen methodischen Voraussetzungen, auch wenn sie archäologisch vorging und die dogmatischen Grundlagen des Glaubens nicht berührte. Die Befreiung von der Vorherrschaft der Theologie wurde auch auf diesem Wege eingeleitet.

Bossuet, Malebranche, die Jansenisten wandten sich gegen das neue Übel der „libido sciendi“; auch in Reisebeschreibungen, die bis zu Mondfahrten ausarteten, zeigte sich die hemmungslose Neugier. Vergeblich hatten die Denker, die sich an unumstößliche und zeitenthobene Werte hielten und sie in der offenbarten Religion fanden, auf die Historiker als Scharlatane und Dichterlinge herabgeblickt – die schnüffelnden Krämerseelen, die den Staub der Archive aufstöberten, konnten sie nicht mehr ohne weiteres abtun. Diese fleißigen Kärner fanden, wie das internationale Rezensionsorgan der Zeit, das „Journal des Savants“, ausweist, eine immer stärkere öffentliche Resonanz.

Hinter dem Modewort „Kritik“ tauchten alsbald radikale Strömungen auf, die den Wandlungsprozeß mit voller Schärfe kennzeichnen. Unter „Pyrrhonismus“ beliebte man eine undeutlich abgegrenzte grundsätzliche Skepsis gegenüber aller Erkenntnis zu verstehen, soweit sie nicht mathematische Sicherheit aufwies. Wenn Autorität und Tradition als zeitlich bedingte Erscheinungen entlarvt werden konnten, wenn biblische Schriften als historische Gebilde, mit subjektiver Phantasie durchsetzt erschienen, zeigte sich dann nicht Geschichte überhaupt, wie der Pater Hardouin meinte, als Chaos, als Wust des Sinnlosen. Die Relativität historischer Überlieferung war da und dort schon durch den Scharfsinn der Gelehrten der Renaissancezeit nachgewiesen worden. Bodin und Montaigne, auf deutschem Boden auch Thomasius, waren als Skeptiker gegenüber der historia profana, Hobbes und Spinoza auch gegenüber der historia divina aufgetreten. Die Radikalität der Wahrheitsprobe wurde nun so dringlich, daß ihr die von philosophischer Fragestellung unbelasteten Anstrengungen der Mauriner und ihrer Freunde nicht Genüge tun konnten. Der Pyrrhonismus spiegelte sich auch im Salongespräch vieler Freigeister, die sich in einem alles relativierenden, mehr oder weniger oberflächlichen Rationalismus gefielen und auch mit der Vorstellung einer Vielzahl außerirdischer Welten spielten. Er nahm bei aller Schärfe der Herausforderung

jedoch bei seinen bedeutendsten Vertretern keine dogmatischen Züge an. La Mothe le Vayer bestritt nicht die Möglichkeit empirischer Verifizierung bei quellenkritischen Untersuchungen. Will man Fontenelle und Fénelon als Beobachter des Wechsels im Lauf der Zeiten zu den Pyrrhonisten rechnen, so muß man doch anerkennen, daß sie den Fortschrittsglauben des kommenden Jahrhunderts vorbereiteten. Pierre Bayle, der Verächter der Geschichte, arbeitete doch unermüdlich an ihrer Reinigung von Vorurteilen, Wunderglauben und Irrtum. Wer die neue Religion der Wissenschaft kultivierte, wie dies Fontenelle, der Führer der „Modernes“, tat, konnte sich gerade mit dem Vorwurf der Unzulänglichkeit, den er der Historie machte, als ihr geheimer Verbündeter zeigen und ihr die Aufgabe stellen, statt auf Dynastien und Kriege auf den Ursprung von Völkern, Sitten und Sprachen, kurz auf die Geschichte des menschlichen Geistes einzugehen.

Vielfach hat man Pierre Bayle nur in seiner Abwertung historischer Erkenntnismöglichkeit sehen wollen und nicht beachtet, daß er mit seiner historischen Kritik in der Nachfolge Spinozas steht. Er hält wie dieser nichts Überliefertes für endgültig gesichert, dringt auf chronologische Präzision, übt Sprachkritik und Textvergleich, untersucht Zeit und Umstände, ursprüngliche Fassungen und Veränderungen, wenn er seiner Leidenschaft der Dokumentenjagd frönt. Und er ist wie dieser ein höchst wachsender Moralist, er kann den cartesianischen *vérités de raison* auf einer anderen erkenntnistheoretischen Ebene die *vérités de fait* gegenüberstellen, die den leibhaftigen Menschen betreffen. Aus Rigorismus ist er Pyrrhonist, er verwirft die Geschichte als das literarische Genre, das sie in den Augen von Hof und Kirche war, er geht auf den Wahrheitsbeweis aus und glaubt ihn nicht erreichen zu können, weswegen er bei seinen vorwiegend biographisch gerichteten Interessen den kausalen Zusammenhang zerrinnen sieht und verzweifelt Fortuna anruft. Doch verleugnet er seine calvinistische Herkunft nicht, er hält an einer göttlichen Oberaufsicht über den chaotischen Weltlauf fest, er erschöpft sich in historischer Einzelkritik, ohne, wie Ernst Cassirer gemeint hat,¹⁵ Pionier einer modernen Geschichtsphilosophie zu werden.

¹⁵ Ernst Cassirer, *Die Philosophie der Aufklärung*, 1932, S. 269 ff.

Er bringt den Pyrrhonismus als hochgesteigerte psychologische Analyse in der Nachfolge Montaignes in den Aufbau einer modernen Geschichtswissenschaft ein, als Möglichkeit einer rationalen Disziplin von unparteiischem Gerechtigkeitssinn und kosmopolitischer Weite. So vermag er nicht nur im Einvernehmen mit Richard Simon die christliche Überlieferung zu analysieren, sondern auch die antike Überlieferung als höchst unsicher zu bezeichnen, besitze man doch beispielsweise nur römische Darstellung der Punischen Kriege. Bayle war kein Historiker, aber er gehört mit Fontenelle und mit Jean Leclerc zu den Schlüsselfiguren für die wissenschaftsgeschichtliche Krisensituation der zeitgenössischen Historie.¹⁶

In Paris wurde die Lage blitzartig beleuchtet durch den Vortrag eines Gedichts in der Académie Française am 27. Januar 1687: damit begann jener berühmt gewordene literarisch-ästhetische Streit, die „Querelle des Anciens et des Modernes“. Charles Perrault, der durch seine Märchendichtungen bekannt geworden ist, trug sein „Le siècle de Louis-le-Grand“ vor und ließ im Jahr darauf seine „Parallèle des Anciens et des Modernes en ce qui concerne les Arts et les Sciences“ folgen, worin einmal die grundsätzliche Bedeutung seiner oberflächlichen Vergleiche zu Wort kommt: „Les choses ont bien changé de face. L'orgueilleux désir de paraître savant par des citations a fait place au désir sage de l'être en effet par la connaissance immédiate des ouvrages de la Nature“.¹⁷ Die Ebenbürtigkeit, ja die Überlegenheit der Moderne gegenüber der Antike konnte durch nichts besser erwiesen werden als durch die neuesten naturwissenschaftlichen Erkenntnisse: hiermit wurde der Fortschritt der zivilisierten Menschheit durch systematische Denkprozesse verbürgt. Und zugleich wurde die Geschichtlichkeit der menschlichen Existenz aufgewiesen und in die Zielsetzung immer weiter greifenden Erkennens und Weltgestaltens eingespannt, die mit der christlichen Heilsgeschichte nichts mehr zu tun hat. In der Horizontale der Geschichte konnte der Europäer sich als Urheber einer endlosen Dynamik kultureller Leistung bewähren, die sich weit über das

¹⁶ Elisabeth Labrousse, Pierre Bayle, 2 vols, La Haye 1963/64.

¹⁷ zitiert von Georges Gusdorf, La Révolution Galiléenne, Paris 1969, tome I, p. 266.

Chaos politischer Verwirrungen erhob und mittels Mathematik und Physik eine allem Bisherigen überlegene Technik in die Wege leitete. 1681 projektierte Leibniz eine Enzyklopädie unter dem vielsagenden Titel „Guilielmi Pacidii plus ultra, seu initia et specimina scientiae generalis de instauratione et augmentis scientiarum, ac de perficienda mente rerumque inventionibus ad publicam felicitatem.“ Er griff damit den Titel einer Schrift von Joseph Glanvill vom Jahre 1668 auf: „Plus ultra, or the progress and advancement of learning since the days of Aristotle“. Perrault setzte 1687 bei den neuesten Erfindungen – Fernrohr und Mikroskop – und bei der Entdeckung des Blutkreislaufs an und griff von da aus auf das literarische Gebiet über: so erspürte er genauer als etwa Bayle den Gang des Zeitalters. Und schon sprang ihm Fontenelle, der fast ein halbes Jahrhundert lang der Sekretär der französischen Akademie der Wissenschaften werden sollte, bei in seinen ebenfalls 1688 erschienenen „Poésies pastorales“, die eine „Digression sur les anciens et les modernes“ enthielten. Fontenelle ging dabei von der cartesianischen Methode aus und übertraf Perrault bei weitem an kritischer Schärfe, zumal er sich zwei Jahre zuvor in seinen rasch einschlagenden „Entretiens sur la pluralité des Mondes“ für das kopernikanische Weltsystem eingesetzt hatte. Noch bevor Newtons 1687 veröffentlichte „Principia philosophiae naturalis mathematica“ bekannt wurden, hatte Fontenelle in ironischer Form den Abstand zwischen dem zeitgenössischen und dem antiken naturwissenschaftlichen Wissensstand und auf diese Weise die geschichtliche Entwicklungsfähigkeit des erkennenden Menschen vorgeführt, je nachdem sich die äußeren Umstände im Rahmen einer Hochkultur dazu fügten. Auch die Vernunft hat ihre Geschichte! Der Aufstand des Freidenkers gegen die alten Autoritäten und die kirchlich sanktionierte Kosmologie führte zu dem, was man später den historischen Sinn genannt hat. Die Kategorie der Zeit, physikalisch eng verbunden mit den neu erforschten Raumstrukturen und den Bewegungsgesetzen der Naturkräfte, hielt nun ihren methodischen Einzug als psychologische, dem Menschenwesen zugeordnete Kraft. Eine selbständige Geschichtsphilosophie der Besonderheit und Zeitverwobenheit historischer Phänomene, wie sie der Schüler Gassendis St. Evre-

mond als Emigrant in London 1664 mit seinen „*Réflexions sur les divers génies du peuple Romain dans les divers temps de la République*“ angebahnt hatte, konnte sich entfalten. Man sieht, in wie vielen Beziehungen Voltaire ein Epigone der vorausgehenden Generationen ist.

Von den zeitgenössischen französischen Historikern jeglicher Richtung wurde die „Querelle des Anciens et des Modernes“ allerdings in ihrer das ästhetische Feld weit übergreifenden Bedeutung nicht erkannt. Erst im Rückblick vermag man sie der wissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts zuzuordnen, die den Anbruch der im Selbstbewußtsein einer bürgerlichen Gesellschaft beheimateten Moderne bedeutet. Daß die Querelle im Frankreich Ludwigs XIV. entstand, mag mit der Übersteigerung des fürstlichen und geistlichen Absolutismus zusammenhängen. Wenn man die erreichte Höhe der eigenen Zeit feierte, relativierte man sie doch zugleich; Fontenelle selbst sprach es aus, daß seine Gegenwart im Lauf der Zeit einmal ihrerseits unter die Lupe genommen werde. Am Erlebnis der Zertrümmerung des ptolemäischen Weltbildes lernte man, den eigenen Standort als historisch bedingt zu verstehen. Und das Mißtrauen gegenüber jeder Art von Unfehlbarkeit – sei es der Kirchen, der Staatslehren, aber auch der neuen Wissenschaft selbst – war in Frankreich bereits so geschärft, daß es dort Jahrzehnte brauchte, bis sich die Newtonsche Kosmologie gegen die cartesianische durchsetzte; Fontenelle konnte sich nicht endgültig entscheiden. Neben der äußeren und inneren Quellenkritik, wie sie sich im Zeitalter Bossuets entfaltete, werden Ansätze zu einer Kritik der historischen Vernunft sichtbar und Grundlagen für die moderne Geschichtswissenschaft gewonnen.

V.

Es scheint paradox, daß das neue geschlossene, an „ewigen“ Naturgesetzen orientierte mechanistische Weltbild sich als Geburtshelfer einer Wissenschaft auswirkte, deren methodische Einsicht gerade in der Zeitgebundenheit des Erkennens und im Blick auf die Kontingenz des Geschehens gegründet wurde.

Schon Gassendi, Descartes, Hobbes, Malebranche strebten dem völlig entmythologisierten rationalen Weltsystem zu, das allgemein verbindlich sein mußte, einem Kosmos, der auch die moralische, politische, soziale Diesseitigkeit umfassen sollte. Ein neuer Dogmatismus drohte zu entstehen, der in der Geschichte eine Beispielsammlung für die Nutzenanwendung von Vernunft suchen konnte oder ihr allgemeine Gesetze des Naturrechts und einen „Esprit“ unterschob, um sie dem System einzupassen. Nochmals sei an den „Ahistorismus“ mancher philosophischer Wortführer des 17. Jahrhunderts erinnert. Höchstens den neuen präziseren Wirklichkeitssinn, um den sich zeitgenössische Antiquare und Historiker bemühten, hätten sie anerkennen können, doch in ihrem Eindruck überwog der Befund des undurchdringlich Chaotischen geschichtlichen Geschehens.

Befragt man die großen englischen und niederländischen Naturforscher selbst, so ist es ihr Wirklichkeitssinn, ihr induktives kritisches Verfahren, ihre Beobachtungsgabe, ihre Erwartung, zu gesicherten Ergebnissen zu kommen, was sich analog auf die Geschichtsforschung auswirken konnte. Fontenelle zehrte davon. Politische, soziale und wirtschaftliche Reformwünsche, wie sie in der Neige der Regierung Ludwigs XIV. immer lauter wurden, zeigen da und dort eine neue Sprache, die der Verwissenschaftlichung. Die Selbstbestätigung einer aufstrebenden bürgerlichen, wirtschaftlich und technisch erfolgreichen Gesellschaft, die in den beiden Seemächten ans Ruder gekommen war und in Frankreich auf ihre Stunde wartete, bedurfte einer zuverlässigen historischen Grundlegung und Deutung, die ihr zugleich die Zukunft programmierte. So betrieb der große Festungsbaumeister Vauban für seine Steuerreformpläne eine wissenschaftliche Erfassung der französischen Sozialstruktur, die zu einer Umwandlung der ständischen Gesellschaft führen sollte. Die rasche Ausbreitung statistischer Untersuchungsmethoden diente, der Praxis der Mauriner vergleichbar, vor allem der Verifizierung wirtschaftlicher und demographischer Fakten. Das anthropologische Programm des Mechanismus wird in solchen Arbeiten sichtbar, es wird in den Aufbau von Geschichtswissenschaft eingebracht, es soll zugleich die Anwendung von Politik sichern und notfalls revolutionieren.

Die sprunghaft sich entwickelnden Naturwissenschaften verließen, indem sie der Schöpfungsordnung überhaupt auf die Spur zu kommen schienen, eine vernünftige, gültige, sichere Sinndeutung des menschlichen Lebens, in Analogie, ja in logischer Ausdeutung der durch Astronomie, Physik, Chemie, Medizin, Biologie erschlossenen Zusammenhänge. Fontenelle machte sich zu einem der wichtigsten Vermittler, und Locke lieferte vor allem in seinem 1690 veröffentlichten „Essay on human understanding“ die neuen methodischen Grundlagen empirischer Erkenntnis, die für den psychologisch beobachtenden Historiker von größter Bedeutung werden konnten. Vorgefundenes konnte systematisch verknüpft werden, ohne daß Metaphysik und Theologie bemüht zu werden brauchten; dank Sinneswahrnehmungen und Verstandeskraft drang man in unabsehbare Bereiche einer Wahrheit vor, die vernünftig abgegrenzt wurde und notwendige Einsichten für die gesellschaftliche Praxis bereitstellte.

Daß vor allem die englischen „virtuosi“, die Mitglieder der Royal Society, auf dem Wege, auch die Sinndeutung des menschlichen Lebens zu systematisieren, bis zu einer Probabilitätstheorie vorstießen, die schon seit der Renaissancezeit sich anbahnte, und somit die Wandlungsfähigkeit und Rätselhaftigkeit der menschlichen Natur in das mathematisch-physikalische Weltbild einzubauen versuchten, sei hier, wo nach den Auswirkungen der wissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts gefragt wird, nochmals aufgegriffen: das Paradox wurde bewußt aufs Korn genommen. Man mußte sich ja eingestehen, daß Statistiken niemals die Gewißheit mathematischer Formeln erreichen konnten, sie bleiben vielmehr dem Bereich des Möglichen verhaftet. Und doch bilden sie ein Erkenntnismittel, das den Aufbau von Sozialwissenschaften gestattet, eine „politische Arithmetik“, wie sie Sir William Petty nannte. Ein kausal-mechanischer Dogmatismus wird dadurch verhindert und doch die Hoffnung aufrecht erhalten, ein geschlossenes, wissenschaftlich gesichertes Weltbild reiner Diesseitigkeit zu erarbeiten. Bis zu heutigen Computerberechnungen in Politik, Wirtschaft, Krieg reicht diese Hoffnung! Schon Richard Simon begann die historische Wahrscheinlichkeitsbestimmung zu differenzieren: er stellte einen abnehmenden Grad des Wissens fest, je weniger von unmittelbarer Evidenz und

Augenzeugenschaft gesprochen werden könne, je länger die Traditionsketten seien. Es wäre jedoch voreilig, deshalb den Versuch der kausalen Verknüpfung überhaupt aufzugeben. Im Kreis Newtons wurde die Überzeugung des Meisters herausgearbeitet, daß uns der Einblick in die letzte Ursache verwehrt ist. Locke wies darauf hin, daß wir nur experimentelle Kenntnisse von Wirkungen, nicht aber vom Wesen der Dinge erwerben können und daß Analogieschlüsse mit all ihrer Unsicherheit unvermeidlich sind. 's Gravesande in Leyden unterstrich dies in seinen „Mathematical Elements of Natural Philosophy“, indem er abstrakte Mathematik und physikalische Beobachtung grundsätzlich trennte und das Probabilitätsprinzip als die Basis von Newtons Naturphilosophie darlegte; alle beobachteten Phänomene unterlägen der Annahme ihrer möglichen Wiederholung und müßten durch eine soziale Gegebenheit, nämlich unsere Lebenserfahrung bestätigt werden. Huygens war sich in seinem „Traité de la lumière“ von 1690 bewußt, daß die Physik lediglich einen besonders hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erreichen könne, und 's Gravesande pflichtete ihm bei, daß unser Axiom von der Gleichförmigkeit der Natur auf der Notwendigkeit unseres Handelns, also des Faktors „Leben“ beruhe. Des Mediziners Boerhaave berühmte Rektoratsrede von 1715 „Sermo academicus de comparando certo in physicis“ eliminiert im Sinne Newtons jegliche Spekulation metaphysischer Art. Ein skurriler Versuch gehört noch in diesen Zusammenhang: der Mathematiker und Theologe John Craig baute in seine 1699 erschienenen „Theologiae Christianae principia mathematica“ zwei Kapitel über „historical probability“ ein. Ähnlich wie Richard Simon beschäftigt er sich mit der Problematik des historischen Zeugnisses, mit der absinkenden Zuverlässigkeit je nach der Zahl aufeinanderfolgender Zeugen und je nach zeitlicher und örtlicher Entfernung vom Geschehen. Er kommt dabei zu komplizierten mathematischen Gleichungen, um für mündliche und schriftliche Überlieferung den fixierbaren Wahrscheinlichkeitsgrad zu bestimmen. Seine Regeln formuliert er folgendermaßen: „Probabilitas est apparentia convenientiae vel disconvenientiae duarum Idearum per argumenta, quorum connexio non est constans, aut saltem talis esse non percipitur. . . . Probabilitas Historica est, quae

deducitur ex testimoniis aliorum, qui suam affirmant observationem aut experientiam. Suspicio probilitatis historicae est motus Animi in partes historiae contrarias. Velocitas Suspicionis est potentia, per quam Animus in aliquo tempore quasi per spatium aliquod in partes historiae contrarias impellitur. Scholium. Per spatium hic intelligo quantitatem Assensus, quem animus praebet Argumentis Historiae contrariis. Concipio nimirum Animum ut rem mobilem, et Argumenta ut vires motrices ipsum huc vel illuc impellentes“.¹⁸

Erkenntnistheoretische Grundlagen einer Historik werden von führenden Mathematikern, Physikern, Chemikern, Medizinern, Biologen ausgesprochen, den Pionieren der damaligen wissenschaftlichen Revolution. In ihren Augen hatte das mechanistische dynamische neue Weltbild nicht die antihistorischen Konsequenzen, die der spätere naturwissenschaftliche Positivismus in ihm sah. Durch Philosophen wie Locke und Leibniz unterstützt, verkörperten sie die innere Verwandtschaft der mehr und mehr sich spezialisierenden wissenschaftlichen Disziplinen. Über die Jahrhunderte hinweg können sich heutige Forscher, die sich um die Wiedergewinnung der prinzipiellen Einheit der Wissenschaften bemühen, vor allem theoretische Physiker und Biologen, ihnen wieder zuwenden.

VI.

Als getreuer Schüler Newtons beugte sich 's Gravesande bei seinen Erörterungen der Reichweite der Probabilität vor der Güte des Schöpfers, der unser Leben in Beschränkung erhalten wolle. Ihm ist auch die Bewußtseinsentwicklung zu verdanken, die Selbsterfahrung mündig werdender Europäer, die sich vorwärts stürmend doch der Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen nicht begeben. Auf französischem Boden bildete sich allerdings in der damals kirchlich gebundenen höfisch-bürgerlichen Gesellschaft ein zu scharfer Antagonismus zwischen Wissenschaft und

¹⁸ Craig's Rules of historical evidence, from Joannis Craig, *Theologiae Christianae principia mathematica* London 1699: History and Theory, Beiheft 4, (1964), zweisprachige Ausgabe.

Religion heraus. In England und den Niederlanden waren die führenden Gelehrten noch um 1700 überzeugte Christen. Für die Gründer der Royal Society waren die Experimente und Berechnungen, die sie anstellten, des Staunens vor dem Unzugänglichen wert und sie blieben sich, indem sie die Spuren des Architekten des Weltalls nachzuzeichnen versuchten, der Grenzen ihres Erkenntnisvermögens bewußt. Nur unter methodischen Gesichtspunkten sprachen auch Descartes, Spinoza, Leibniz vom Menschen als einer „Maschine“, als einem „*automate spirituel*“, sie wollten damit kein ontologisches Postulat aufstellen. Neben der mathematischen Raison blieb Pascals „*raison du coeur*“ bestehen, nach der Zerstörung des alten Wunderglaubens hielt nun die Natur auf Schritt und Tritt dem forschenden Auge Wunder anderer Art bereit. Die geschichtliche Welt war auf weite Strecken erforschbar und dem Gestaltungsdrang des aufgeklärten Menschen überantwortet, aber bei aller Begeisterung für seine Vernunftnatur mußte ihm doch die rätselhafte Unberechenbarkeit seines Wesens zugestanden werden: der Gott Boyles, Lockes, Newtons blieb der gegenwärtige Herr alles Lebens.

Ein Seitenblick auf Leibniz mag dies noch unterstreichen. Mitten in dem sich nun so rasch ausbreitenden wissenschaftlichen Zeitschriftenwesen, mitten in den internationalen Akademiegründungen, als ein Haupt der *République des lettres* steht er als Universalgelehrter. Man kann ihn bis zu einem gewissen Grad auch in eine spezifisch deutsche Tradition einreihen. Er verkörpert als Historiker und bestallter Hofhistoriograph den deutschen polyhistorischen und enzyklopädischen Fleiß und die Rechtsgelehrsamkeit. Er läßt sich tragen vom Optimismus eines Zeitalters, das den Weg zur Herrschaft durch Erkenntnis bahnen will, er sieht die Geschichte des Menschengeschlechts auch in außereuropäischen Hochkulturen angelegt und vermag sich Rechenschaft von der Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen zu geben. Die Geschichte bleibt ihm gottgefügt, mit einer uns gewährten Freiheitssphäre voll unendlicher individueller Verschiedenheiten, im neuplatonischen Sinn eine metahistorische Einheit, deren einzelne Grundbestandteile, die Monaden, seelische Qualität besitzen und daher nicht einfach durch mechanische Atombewegungen erklärbar sind. Was wir bruchstückhaft von dieser

universalen Geschichte erfassen können, ist angewiesen auf strenge methodische Disziplin, im Vorstoß zu den Urgründen der Herkunft in Sprache, Recht, Sitte, Regierung. Antiquarischer Trieb, humanistische Textkritik, philologische und archäologische Quellenkunde bauen eine Tatsachenwissenschaft, mit sorgfältiger Zeugnisüberprüfung. Um sie zu einer Kulturgeschichte mit ihren fortwährenden Wechseln und Überraschungen zu erheben, bedarf es jedoch der entscheidenden Einsicht: nicht das mathematische Kriterium der Sicherheit, sondern das ebenfalls naturwissenschaftliche Kriterium der Wahrscheinlichkeit ist die fachgerechte Ausrüstung.

Beim Umblick auf die europäische Geschichtsforschung seiner Zeit sieht Leibniz das Zeitalter des Humanismus zu Ende gegangen, es habe sich zu sehr auf die Autorität der Alten gestützt. Er setzt Mabillon und die Bollandisten an die Stelle der Antikenverehrung, er stellt fest, wie weit die französische und die niederländische Forschung der deutschen voraus sei, lehnt dabei die dortigen pyrrhonistischen Strömungen ab. Dem Vorbild der Naturwissenschaften an „exactitude“ könne die „*historia publica*“, die sich auf Chronologie, Staatenlehre, Genealogie und Diplomatie erstreckt, nachfolgen. So gelingt es ihm, die gemeinsame Abstammung der Welfen und der Este nachzuweisen, so ergibt sich ihm die Dynamik der Geschichte auch aus der Genealogie. Er kämpft wie seine Zeitgenossen gegen Legenden, Vorurteile und Irrtümer, er vermeidet jedoch die Prüfung der biblischen Schriften, er läßt die Offenbarung, an die er glaubt, unangestastet. Neben seiner annalistischen, auf Urkunden aufgebauten Darstellung der „*historia publica*“ tastet er sich an eine „*Historia arcana*“ heran. Es geschieht auf dem Weg über seine Wahrscheinlichkeitslogik, die ihm eine innere Quellenkritik, einerspüren der irrationalen Seiten menschlicher Zeugnisse, ein psychologisches Verstehen nahelegt. Er steht mitten im Krisenbewußtsein seiner Zeit, deren düstere Aspekte er beklagt. Aber trotz des Scheiterns seiner ökumenischen Rettungsversuche in Religion und Politik will er den Glauben an die Zukunft niemals aufgeben. Die Verknüpfung alles Historischen durch Vernunft bleibt für ihn eine faszinierende wissenschaftliche Aufgabe, die Verknüpfung des tausendfältig Singulären, das nur gelegentlich

in naturrechtliche Normen zu bannen ist, in einer überirdischen Sinnordnung bleibt für ihn die Wissenschaft tragende christliche Glaubenszuversicht.

Damit erreicht Leibniz neben den englischen „virtuosi“ das volle Ausmaß einer historischen Anthropologie, die der modernen Geschichtswissenschaft eine selbstkritische Erkenntnistheorie und eine differenzierte Hermeneutik zur Aufgabe setzte. Leib, Seele und Geist sollten hier unverkürzt eingebracht werden. Der Deist Voltaire besaß diese umfassende Spannweite schon nicht mehr, als er 1734 in seinen „Lettres philosophiques“ im 24. Brief auf Pascal herabblickte: „J'ose prendre le parti de l'humanité contre ce misanthrope sublime, j'ose assurer que nous ne sommes ni si méchants ni si malheureux qu'il le dit“. Die von der ihm vorausgehenden wissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts aus der Taufe gehobene neue wissenschaftliche Profangeschichte mit ihrer Rückbeziehung zur Transzendenz war der ewigen Frage des Menschen schon sehr viel näher gekommen.